

Die Entdeckung der PsychologiestudentInnen

Fischer, Nana; Decker, Oliver

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fischer, N., & Decker, O. (1993). Die Entdeckung der PsychologiestudentInnen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 17(2), 89-111. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266597>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

EINZELBEITRAG

Nana Fischer & Oliver Decker

DIE ENTDECKUNG DER PSYCHOLOGIESTUDENT/INNEN

Dieser Beitrag ist ein Blitzlicht der Situation im Studium. Er ist die Essenz einer interessanten Untersuchung; weiterhin bedeutete diesen Artikel zu schreiben, eine Art der Auseinandersetzung für uns. Obwohl wir selbst PsychologiestudentInnen sind, stellte sich erst im Laufe der Untersuchung immer mehr auch die eigene Biographie als ein mit einem Großteil der StudentInnen verbindendes Element in den Vordergrund. Die Fragen: „Entspricht das Studium den Erwartungen der StudentInnen?“, „Wie wirkt sich die Situation an den Hochschulen auf das Lehr- und Lernverhalten aus?“ und „Wie nehmen die StudentInnen sich und ihre MitstudentInnen wahr?“ waren keine nur mehr auf ein untersuchtes Objekt gerichtete Fragen. Auch wir waren Betroffene und dieser Artikel stellt einen Teil unserer Auseinandersetzung damit dar. Wir hoffen, mit dieser Arbeit zum einen die Ausbildungssituation zu beschreiben, aber auch zu zeigen, daß das „Wie“ des Erlebens der Universität eine Erfahrung ist, die viele StudentInnen gemeinsam haben.¹

1. Das Material

Die Interviews wurden von TeilnehmerInnen eines empirischen Praktikums (im folgenden: EmPrak) im Sommersemester 1992 durchgeführt, welches sie als Vorbereitung für die Diplomvorprüfung besuchten; die Befragten wurden zum Teil durch einen Aushang im Universitätsgebäude und zum Teil durch persönliche Ansprache gewonnen. Bei den Befragungen handelt es sich um teilstandardisierte Interviews. Den Befragten sollte ein Leitfaden gegeben werden, der die Fragen nach Motivation und Identität, nach sozialen Kontakten und Aktivitäten im Studium, nach ihrer Kritik am Studium und nach groben biographischen Daten vor Beginn des Studiums fokussierte. Es gab in Abgrenzung zu standardisierten Interviews keinerlei Antwortvorgaben und die Befragten sollten ihre Ansichten und Erfahrungen frei artikulieren; so wurde nicht durch gezielte Befragung manipuliert.

Die Interessensschwerpunkte wurden vor Beginn des Interviews vorgetragen, indem das Anliegen des EmPraks vorgestellt wurde. Dann wurden die Befragten gebeten, zu dieser Thematik frei zu erzählen. Die InterviewerInnen griffen nur durch klärendes Nachfragen ein. Ein Nachteil dieser Interviewform war die Schwierigkeit, die Antworten zu kodieren und die Reliabilität abzusichern, andererseits konnten wir gewährleisten, daß sich auch neue, unerwartete, nicht einkalkulierte Antworten entwickeln konnten.

Die Aufzeichnungen der Interviews wurden exakt transkribiert. Die Zitate, die in den Auswertungen verwendet wurden, sind allerdings zur leichteren Lesbarkeit etwas korrigiert worden: Doubletten und Inversionen wurden entfernt, grobe grammatische Unverständlichkeiten – soweit nötig – berichtigt.

1.1 Statistische Kenndaten

Die StudentInnengruppe, die von uns interviewt wurde, umfaßte 17 Frauen und fünf Männer (N=22). Das Mittel des Alters lag bei 27,4 Jahren (Md=26,6; Range von 19 bis 38 Jahren). 17 StudentInnen befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews im Grundstudium, fünf im Hauptstudium; die durchschnittliche Semesterzahl lag bei 4,7 Semestern (Md=4,5; Range von zwei bis 16 Semestern); 20 StudentInnen studierten am Psychologischen Institut (PI) der Freien Universität Berlin (FUB), ein Student am Institut für Psychologie (IfP, FUB) und eine Studentin am Institut für Psychologie der Technischen Universität (TU).

Vor dem Studium waren acht StudentInnen bereits in einem Beruf beschäftigt:

- Vier waren im Pflegebereich und
- vier im ErzieherInnenbereich tätig.

Fünf der StudentInnen hatten bereits andere Studiengänge begonnen, bevor sie Psychologie studierten, neun hatten nach Erlangen des Abiturs angefangen. Bei der Beantwortung der Frage nach der Finanzierung des Studiums lassen sich (bei Mehrfachnennung) die StudentInnen in vier Gruppen unterteilen:

- BAFöG und anderes: zehn StudentInnen;
- Job und anderes: 16 StudentInnen;

- Eltern und anderes: drei StudentInnen;
- Stipendium und anderes: ein Student.

Die Erwerbstätigkeit („Job“) nimmt einen Raum zwischen acht und 30 Stunden pro Woche ein.

2. Die Auswertung

Die Auswertung der Ergebnisse ist zur besseren Übersicht in fünf Gliederungspunkte unterteilt:

2.1 Die Motivation

Die Frage nach der Motivation wurde von vielen Interviewten sehr vorsichtig beantwortet und es schien zum Teil große Unsicherheit in der Formulierung zu herrschen. Unter den EmPrak-TeilnehmerInnen wurde die Diskussion über die Studienmotivation ebenfalls geführt und die Biographien der PraktikumssteilnehmerInnen stellten schon alleine ein breites Spektrum von möglichen Motivationen für das Psychologiestudium dar, denn keine der TeilnehmerInnen war auf dem direkten Weg zum Fach gelangt (vgl. a. Ottersbach et al., 1990). Eine simple Bildungslaufbahn – 12 Jahre Schulausbildung, Abitur, Studium – hatte fast keine der TeilnehmerInnen verfolgt. Psychologie zu studieren, war von den meisten StudienanfängerInnen ein lang gehegter Wunsch, der auf vielen Umwegen erfüllt wurde. Den letztendlichen Anstoß gaben oft berufliche oder persönliche Krisen, Zufälle oder die zugesagte Unterstützung von Außenstehenden. Vor der Entscheidung zum Studium herrschte eine oft längere Zeit der Orientierungslosigkeit; Alternativen wurden ausprobiert, Praktika, Zivildienst / Bundeswehr waren weitere Zwischenstationen. Entweder waren Orientierungen nach Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung überstürzt gefunden worden, oder es waren niemals welche in Sicht. Der persönliche Hintergrund der meisten PsychologiestudentInnen scheint sich signifikant von dem der StudentInnen anderer Fachbereiche zu unterscheiden (Ottersbach et al., 1990). Schon das Durchschnittsalter der StudienanfängerInnen liegt höher als das der StudentInnen anderer Fächer. Wie sich später anhand der Interviews herausstellte, hatte nicht ein besonderer Zufall StudentInnen mit außergewöhnlicher Laufbahn zusammengeführt,

sondern die PraktikumsteilnehmerInnen stellten nahezu eine repräsentative Gruppe der PsychologiestudentInnen dar.

Bei der Frage nach der Motivation kristallisierte sich eine Bipolarität unter den StudentInnen heraus: diejenigen, die vor Studiumsbeginn eine Ausbildung absolviert hatten, formulierten genauere Gründe für ihre Studienfachwahl als diejenigen, die nach regulärem Schulabschluß an die Universität gekommen waren.

„Nach der Schule wußte ich eigentlich gar nicht so genau, was ich studieren soll: [...] Und dieses Gefühl, daß das was sehr spannendes ist, die Psyche des Menschen.“ (1, Frb, w, 22)

„[...] und suchte da zum Teil eine Anwendung für mein eigenes Leben, das doch sehr turbulent war zu dieser Zeit. Meine Eltern hatten große Probleme zu dieser Zeit [...].“ (23, Zol, w, 24)

Diese beiden StudentInnen gingen ins Studium, ohne sich mit der akademischen Psychologie auseinandergesetzt zu haben. Aber sie hatten ein diffuses Interesse, welches aus Neugier und persönlicher Betroffenheit mit psychischen Problemen resultierte. Sie bezeichneten sich im Verlauf des Interviews als stark motiviert und sind sicher sehr typische VertreterInnen der PsychologiestudentInenn. Ihnen gegenüber stehen diejenigen, die durch praktische Erfahrungen einen speziellen Bezug zu Aspekten der klinischen Psychologie hatten. Auch diese bezeichneten sich als stark motiviert, bemerkten aber auch, daß ihre Enttäuschung über das Studium sehr groß sei, daß sie nichts wiederentdecken konnten, was sie in der Praxis erfahren hatten.

„[...] daß Du nach wie vor, was mir immer naheliegt, im sozialen Bereich arbeiten kannst [...] und daß es im Grundstudium, wie überall halt eben dadrum geht, sich erstmal die Theorie einzuverleiben, um dann im Hauptstudium eine gute Basis zu haben [...].“ (9, Db, w, 32)

„Ich habe Rehabilitationspädagogik gemacht und dementsprechend dann auch gearbeitet, also mit geistig Behinderten und wollte tiefer in die Materie [...].“ (16, Hol, m, 30)

„Ich wollte mein Studien- und Erfahrungsfeld erweitern und Fragen, die Theologie und Psychologie gemeinsam haben, die Fragen nach den Motiven und dem Erleben menschlichen Handelns von zwei Seiten beleuchten.“ (7, Ber, m, 26)

„[...] ich wollte auch von der Krankengymnastik weg, wollte mehr wissen, [...] wollte in den therapeutischen Bereich hinein.“ (10, Det, w, 37)

Diese StudentInnen haben alle im sozialen Bereich gearbeitet und sich entschlossen, ihr Wissen zu vertiefen. Sie begreifen die Hochschule als Vermittlungsstelle von Bildung, sind aber durch ihre praktischen Erfahrungen wenig gewillt, sich auf die akademische Psychologie einzulassen. Der Anspruch, die Hintergründe menschlichen Erlebens und Handelns zu erfahren, scheint eine zentrale Motivation für diejenigen zu sein, die in ihren Berufen an Kompetenzgrenzen gestoßen sind und die daraus resultierende Ohnmacht überwinden wollen.

„[...] und da dachte ich, ich will wissen, was im Menschen vorgeht und konnte mir sehr gut vorstellen, dies zum Beruf zu machen.“ (21, Ulr, w, 31)

2.2 Ich studiere, also bin ich? – Das Studium als Identitätsstifter

Die ursprüngliche Motivation, Psychologie zu studieren, hat auch einen gewissen Einfluß auf die Identität (*mutatis mutandis*). Fast ausschließlich in diesem Bereich wird nach Identifikationsmerkmalen gesucht. Der Begriff der Identität bleibt bei den Interviewten sehr vage. Viele der Befragten haben keine ausgeprägte „PsychologiestudentInnen-Identität“, sie definieren sich nicht über ihre Tätigkeit als StudentInnen im allgemeinen und auch nicht über die intensive Beschäftigung mit der Psychologie im speziellen.

„So eine Identität habe ich eigentlich gar nicht, weil es da für mich überhaupt kein klares Bild gibt. Wenn überhaupt, erfahre ich Identität als etwas negatives, einengendes von außen. Wenn irgendwelche Leute, die überhaupt nicht Bescheid wissen, Urteile abfassen über Psychologen.“ (5, Bre, m, 30)

„Es gibt keine spezielle Identität, weil es keine festen Grenzen zwischen psychologischem Alltagswissen und akademischer Psychologie gibt, die Übergänge sind fließend.“ (17, Fra, m, 28)

Dieser Student differenziert nicht mehr zwischen der populärwissenschaftlichen und der akademischen Psychologie. Die intensive Beschäftigung während des Studiums befähigt ihn nicht in einem Maße, daß sein Wissen ihn von anderen Menschen, die sich autodidaktisch mit der Psychologie beschäftigen, unterscheidet.

Die Identifikation findet eher in einer verdeckten Weise statt.

„Eine Freundin von mir hat da ganz große Schwierigkeiten mit, sie weiß nie, ob ich als Psychologin mit ihr spreche oder als gute Freundin. Naja, und ich kann das auch nicht so trennen, denn beides bin ich ja.“ (3, And, w, 27)

Offensichtlich gibt es eine Diskrepanz zwischen der Bereitschaft, sich als „PsychologIn“ zu erleben, und der eigenen Wahrnehmung oder der Erwartung an das Studium, das „eine/n PsychologIn aus den StudentInnen machen sollte“, dieser Erwartung aber nicht entspricht.

„Früher war ich stolz, daß ich Psychologie studiere und habe es stolz erzählt. Jetzt sage ich eher: Ich studiere. Und erst bei Nachfrage, daß ich Psychologie studiere.“ (11, Zre, w, 29)

Hier komen sehr starke Kompetenzzweifel zum Ausdruck (vgl. Jaeggi, 1987).

2.3 Und Gott, der Herr, sprach:

„Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine ist.“ – Soziale Kontakte

Die Diskussion über die soziale Integration der StudentInnen an der Universität ist zwiespältig. So verweisen Krüger et al. (1982) in ihrer Untersuchung auf eine depressive Grundstimmung unter den StudentInnen, die deren soziale Handlungsfähigkeit beeinflusst. Die StudentInnen glauben, bei ihrer Umwelt eher schlecht anzukommen und fühlen sich aus diesem Grunde unbeliebt und frustriert. In unserer Untersuchung konnten wir das negative Selbstkonzept der PsychologiestudentInnen bestätigt finden. Gerade sie scheinen Schwierigkeiten zu haben, sich mit ihrer Umwelt auseinanderzusetzen. Der Status als Quasi-PsychologIn scheint sie in eine gesellschaftlich tradierte Position zu drängen, der sie selbstverständlich nicht gerecht werden können und sicher auch nicht wollen. Diese Diskrepanz zwischen eigener Wahrnehmung und der Wahrnehmung anderer ist schwer zu überwinden, und löst bei StudentInnen Selbstzweifel aus.

„Und es gibt Situationen in denen mir Leute, auch in letzter Zeit häufiger sagen: Nun hör' doch mal auf, so zu psychologisieren. Eine Freundin [...] hat ganz große Schwierigkeiten [...], sie weiß nie, ob ich als Psychologin mit ihr spreche oder als gute Freundin. Naja, und ich kann das auch nicht so trennen, denn beides bin ich ja.“ (3, And, w, 27)

Diese Selbstzweifel haben oft – wie bei dieser Studentin andeutet – Folgen im außeruniversitären Umfeld.

„[...] das heißt, alle meine Freunde haben sich irgendwie verändert.“ (5, Bre, w, 30)

Die StudentInnen formulieren die Zerrissenheit zwischen Freundschaft und langsam erworbener psychologischer Kompetenz und verweisen auch mehrfach auf die daraus resultierenden Schwierigkeiten in ihren Beziehungen. Ähnliche Argumentationen fanden wir in mehreren Interviews.

Krüger et al. (1982) stellen fest, wie groß die Aufgeschlossenheit innerhalb der Studentenschaft sei: die überwiegende Mehrheit der StudentInnen betone, wie leicht es sei, Kontakte und Freundschaften zu schließen. Die Umstände an der Universität seien eher förderlich und weder Leistungsdruck noch Konkurrenz seien kommunikationsstörende Faktoren. Der Widerspruch, der zu der vorher festgestellten Variante existiert, läßt sich vielleicht mit der Trennung „privater Alltag / Hochschulalltag“ erklären. Da sich die StudentInnen mit ihren KommilitonInnen im selben Boot wähen, empfinden sie vielleicht nicht die oben dargestellte Zerrissenheit. Nichtsdestotrotz können wir in unserer Studie die von Krüger et al. beschriebene Grundhaltung nicht wiederfinden; eher im Gegenteil läßt sich eine Veränderung innerhalb der letzten zehn Jahre beobachten.

Die von uns Interviewten betonen die Anonymität an der Hochschule und den enormen Konkurrenzkampf, der jegliche freundschaftliche Solidarität im Keim erstickt.

„Ich finde die StudentInnen extra kritisch, sie sind nicht sehr freundlich miteinander, jeder ist sehr fixiert auf das, was er leisten muß [...]“ (13, Chr, w, 26)

„Die Leute haben zu wenig Zeit, weil Familie oder Arbeit einen Großteil ihres Lebens ausmachen [...] es fehlt ihnen Engagement.“ (24, Yml, w, 29)

„[...] und ich mich mehr und mehr nach Hause geflüchtet habe und mich unter meiner Bettdecke verkrochen habe. [...] diese schreckliche Uni, es hat überhaupt keinen Spaß gemacht.“ (2, Ul, w, 19)

„[...] irgendwie ist das so ein Einzelgängertum.“ (21, Ulr, w, 31)

Die StudentInnen registrieren ihr soziales Umfeld kritischer als vor zehn Jahren und sind sich bewußter, wie schlecht sich die Situation auf das Lernklima auswirkt. Bemerkenswert ist, daß sie die Situation achselzuckend akzeptieren und nicht versuchen, etwas zu ändern. Fatalismus?

Sie sind sich darüber im Klaren, daß Solidarität untereinander sehr hilfreich wäre. Viele formulieren den Wunsch nach einer festen Lerngruppe, aber auch den nach Unabhängigkeit; hier trifft der Wunsch nach dem Austausch von Informationen und Gefühlen auf das Bedürfnis nach Autonomie. Einerseits existiert eine Art Einzelgängertum, begründet durch die Angst, der Konkurrenz der KommilitonInnen nicht standhalten zu können, andererseits mindert die fehlende Integration die Studienmotivation und wird zur psychischen Belastung: das Selbstwertgefühl sinkt, die soziale Kompetenz wird in Frage gestellt. Eine Begründung für diesen Mißstand können wir mit unserer Studie nicht geben, eine Annahme scheint sich jedoch zu bestätigen. Die StudentInnen der Psychologie sind in ihrer Zusammensetzung heterogener als die meisten anderen Fachbereichsgruppen. Die Altersgruppen klaffen weit auseinander, die StudentInnen kommen aufgrund der verschiedensten Motivationen und aus den unterschiedlichsten sozialen Milieus an die Hochschulen, ihre Interessen unterscheiden sich deutlich voneinander. In den Natur- und Wirtschaftswissenschaften, der Medizin und in den klassischen Lehramtsstudiengängen existiert diese Diskrepanz nicht so stark (vgl. Dippelhofer-Stiem, 1985). Vielleicht hindert gerade diese Heterogenität die StudentInnen an der Durchsetzung gemeinsamer Interessen oder der Entwicklung solidarischen Arbeitens.

2.4 Die Paradiesische Insel?

Das Psychologische Institut (im folg. PI) an der Freien Universität nimmt immer noch eine Außenseiterrolle unter den akademischen Psychologie-Instituten ein. Abgesehen vom inhaltlichen Angebot und der Betonung eines sozialwissenschaftlichen Schwerpunktes, zeichnet sich das PI auch durch die große Freiheit aus, die den StudentInnen in der Wahl ihrer Themen gelassen wird. Insgesamt ist die studentische Verantwortung sowohl bei der inhaltlichen Gestaltung der Seminare als auch in allgemeinen institutspolitischen Fragen immer noch betont. Das birgt neben dem starken Anspruch, den dieses Institut durch die StudentInnen erfährt, auch eine starke Spezifität der von den StudentInnen geäußerten Erfahrungen im Vergleich zu anderen Instituten in sich. So fiel uns bereits bei der groben Durchsicht der Untersuchungen anderer Institute auf, daß dort teilweise mit ganz anderen Problemen gekämpft wird, als am PI. Die Statistik / Methodenausbildung, die eigentlich immer der Kritikpunkt für StudentInnen ist, nimmt am PI nur einen recht kleinen Raum ein, der nicht so bestimmend ist, wie an den Instituten, die „mainstream-Psychologie-orientiert“ sind.

Wir könnten also meinen, das PI sei näher an den Interessen der StudentInnen, der Unmut bei weitem nicht so groß.

Tatsächlich sind viele StudentInnen von der Konzeption begeistert.

„Den Draht zu der Art von Psychologie, wie sie hier vermittelt wird, habe ich sehr schnell bekommen.“ (10, Det, w, 37)

„Ich merke einfach, die Sachen, mit denen ich mich hier beschäftige, zu denen habe ich einen Bezug und deswegen macht mir das auch soviel Spaß.“ (1, Frb, w, 22)

Neben den häufig positiven Kritiken gab es allerdings auch Schwachstellen zu bemängeln.

„Was ich hier so schlimm finde ist, daß man so wenig Hilfe bekommt.“ (2, Ul, w, 19)

Die Freiheit, die den StudentInnen zur Verfügung steht, wird, wenn nicht als bedrohlich, so doch zumindest als mühselig empfunden. Vermisst wird die Heranführung an die Themen, die in ihrer Vielfalt erschlagend wirken, sowie die Vermittlung von methodischer Arbeitstechnik.

„Durch die Arbeit an der Semesterarbeit bin ich erstmal ans regelmäßige Arbeiten und Auseinandersetzen mit der Literatur gekommen.“ (4, Sil, w, 32)

Das Potential, welches in diesem Lernprozeß enthalten ist, wird aber auch erkannt.

„Aber die Erfahrung, daß das, was wir wollen, wir uns selbst erarbeiten müssen und daß wir nicht irgendwo hingehen und uns etwas abholen können, war sehr wichtig.“ (3, And, w, 37)

„Ich glaube, wenn Du durchhältst und in Richtung Diplom gehst, sind solche Strukturen sehr motivierend.“ (14, Anj, w, 21)

Durchweg positiv wird das Tutorenmodell erlebt. Den StudentInnen steht eine bestimmte Anzahl von Studentische-Hilfskraftverträgen zur Verfügung, die sie quasi als Lehraufträge an StudentInnen im Hauptstudium vergeben können und deren inhaltliche Gestaltung sich nach studentischen Interessen richtet.

Die Tutorien verfügen über die Attraktivität, die den konventionellen Lehrveranstaltungen abgeht.

„Meistens sind die Tutorien ja kleiner und die geben dann auch mehr Verantwortung zurück.“ (12, Cor, w, 23)

„Bei den Lehrenden fehlt mir teilweise die persönliche Mitteilung. Bei den Tutoren, da herrscht eine menschliche Atmosphäre, die zeigen sich ganz.“ (10, Det, w, 37)

„Ich denke, es liegt ursächlich an den Lehrenden. Die Tutoren, die tierisch viel Ahnung haben, sich viel Arbeit machen mit ihren Tutorien, da läuft es besser.“ (14, Anj, w, 21)

Ganz offensichtlich gewinnen die Tutorien neben der freieren Themenauswahl und dem persönlichen Engagement der TutorInnen ihre Attraktivität durch die Unattraktivität der anderen Lehrveranstaltungen.

Die Themenauswahl selbst, wie oben bereits angemerkt, ist ebenfalls ein Charakteristikum des PI, welches bei den StudentInnen auf größere Zustimmung stößt.

„Gerade so diese Verbindung zu gesellschaftlichen Zusammenhängen oder Prozessen reizt mich. Die Psyche des Menschen nicht isoliert zu sehen, sondern eben schon den gesellschaftlichen Zusammenhang. Ich wußte schon nach den ersten zwei Wochen, daß es das ist, was ich wollte.“ (1, Frb, w, 23)

Die Besonderheiten des PI machen sich in den Interviews durch eine positivere Beurteilung des Studiums im Vergleich zu anderen Untersuchungen bemerkbar (vgl. Ottersbach et al., 1990).

2.5 Fernab von Mensch und Praxis – Kritik der StudentInnen

Trotz aller Identifikation mit dem Institut, nimmt auch die Kritik einen breiten Raum der Interviews ein.

Die StudentInnen kommen mit einer bestimmten Vorstellung des von ihnen zu erlernenden Stoffes an die Universität. Neben der fachlichen Qualifikation, die sie für eine bestimmte Berufstätigkeit erwerben wollen, steht vor allen Dingen der Mensch im Mittelpunkt ihres Interesses.

„Es macht Sinn, sich mit Sachen zu beschäftigen, warum Menschen wie handeln, aus welchem großen Sinnzusammenhang heraus.“ (14, Anj, w, 21)

Verhaltensweisen bewußt wahrzunehmen, Zusammenhänge zu erkennen, Bezüge herzustellen, somit auch Erkenntnisse über das Selbst zu gewinnen, steht im Mittelpunkt des Interesses der StudentInnen. Gerade auch die Auseinandersetzung mit den eigenen Problemen hat viele StudentInnen zur Universität geführt.

„Vor zwei Jahren habe ich eine Therapie angefangen, und mich dadurch auch intensiver mit Psychologie beschäftigt.“ (12, Cor, w, 23)

Ist das Bild, welches sie von der Psychologie als Wissenschaft haben auch häufig diffus, die Vorstellung von der Vermittlung des Lehrstoffes nicht vorhanden, so ist zumindest erkennbar, daß sie mit einem bestimmten Menschenbild an die Universität kommen. Charakteristisch ist der Wunsch, den Menschen in seiner „Ganzheit“ zu betrachten, ihn in einen Zusammenhang einordnen zu können. Was genau das auch immer bedeutet, eine erkenntnistheoretische Absicherung ist meist nicht vorhanden. Von den Lehrenden werden sie nun mit einer ganz bestimmten Psychologie konfrontiert, die mit ihren Vorstellungen zumeist nur noch wenig zu tun hat. Mit der Aufteilung der Ausbildung in einzelne Prüfungsfächer mit entsprechender Schwerpunktlegung können die StudentInnen zumeist noch recht sicher umgehen: es hilft, die sonst sehr unübersichtlichen und ungewohnten Inhalte zu strukturieren, auch wenn damit zunächst einmal die Vielschichtigkeit des Themas verschwimmt.

Im Gegensatz zu den anderen Instituten und der von den vorbereitenden Schulen praktizierten Lernform, bietet das PI jedoch eine Lehre, die für die meisten StudentInnen ungewohnt ist.

„Ich hatte am Anfang totale Schwierigkeiten. Ich mußte selber sehen, was ich machen möchte oder machen muß. Was heißt ‚muß‘? Das ist ja das Schlimme, Du mußt hier ja nichts machen!“ (2, Ul, w, 19)

Die ungewohnte Lernsituation, die nicht mit der aus der Schule bekannten zu vergleichen ist, führt eben gerade wegen dieser Neuheit zu starken Orientierungsschwierigkeiten. Aber gerade diese Freiheit bietet den StudentInnen nachher die Möglichkeit, sich nicht ausschließlich mit den Themen des Instituts zu beschäftigen, sondern sich bei außerakademischen Instituten und in Lerngruppen mit den Themen zu beschäftigen, die sie an der Universität vermissen.

Einhellig wird der fehlende Praxisbezug beklagt. Aus der Motivation heraus, mit der viele StudentInnen studieren, ist dies verständlich. Durch eine bestimmte Ausbildung (ErzieherInnen, u.ä.) mit einer bestimmten Praxis konfrontiert, liegt das Interesse auf

sehr spezifischen Themen, die mit den vor dem Studium gemachten Erfahrungen in Zusammenhang stehen.

Das wissenschaftliche Studium läuft an den Fragen, die die StudentInnen haben, vorbei.

„Ich sehe hier überhaupt keinen Praxisbezug, obwohl ich Praxis sehr wichtig finde.“ (6, Alb, m, 23)

„Ich hatte immer erwartet, daß in meinem Studium etwas drin ist, was ich draußen anwenden kann. Und um überhaupt, um die Praxiserfahrung zu bekommen, jetzt nach dem Studium, auf eigene Kosten auch noch anfangen muß, mir eine Zusatzausbildung zu bringen.“ (8, Ang, w, 38)

„Das Vordiplom ist zu theoretisch. Ich habe das Problem, daß mir vieles zu abstrakt ist, zu fern von dem, was ich mir vorgestellt habe, zu fern vom eigentlichen Leben.“ (10, Det, w, 37)

Nur selten wird begrüßt, daß das Hochschulstudium im Grunde wissenschaftlich und somit natürlich theoretisch angelegt ist.

„Ich hätte gerne mehr praxisorientierte Sachen im Grundstudium, aber das ist ja nicht unbedingt der Sinn des Grundstudiums.“ (12, Cor, w, 23)

Die Zahl der StudentInnen, die mit dem Aufbau des Studiums zufrieden sind, ist verhältnismäßig gering.

„Ich wollte mich erstmal schon sehr intensiv mit der Theorie auseinandersetzen und das habe ich jetzt.“ (13, Chr, w, 26)

3. Realität des universitären Alltages

Welche Kritik üben StudentInnen an den Bedingungen ihres Studiums?

Die Vorstellungen, die die StudentInnen vom Studiengang Psychologie haben, stimmen nur wenig mit der Realität, die sie an den Instituten vorfinden, überein. Die erste Hürde, die genommen sein will, ist die Orientierung an der Universität, für die viele StudentInnen zwei bis drei Semester benötigen. Schwarze (vgl. Ottersbach et al., 1990) bezeichnet diesen Einstieg in die Auseinandersetzung mit dem Moloch Universität als „Phase des Arrangements“, die auf die Ernüchterung und Desillusionierung nach Studienbeginn folgt. In dieser Phase fühlen sich die StudentInnen allein

gelassen und sind kaum in der Lage, sie konstruktiv zu bewältigen. Die Studienbedingungen werden ertragen, in der Hoffnung auf das Hauptstudium, wo das „richtige“ Psychologiestudium ja erst beginnt. Die Bewältigungsstrategie der StudentInnen scheint auf kognitiver Ebene gebildet zu werden. Um die universitären Zustände ertragen zu können, verlegen sie ihre Aktivitäten außerhalb der Institution und studieren, soweit es möglich ist, an den Lehrplänen vorbei. Das bedeutet, daß sie in den prüfungsrelevanten, obligatorischen Fächern Pflichtveranstaltungen sehen, die mit einem Minimum an Aufwand und noch weniger Engagement absolviert werden. Da die meisten StudentInnen nach dem Diplom im klinischen Bereich tätig werden wollen (vgl. Heekerens et al., 1986), fühlen sie sich mit dem wissenschaftlichen Forschungscharakter des Grundstudiums überfordert.

„Es ist entmutigend, für die erste Zeit allein gelassen zu werden. Es ist wie ein Wurf ins kalte Wasser, entweder Du schwimmst oder Du gehst unter.“ (5, Bre, w, 30)

„[...] es nimmt Dich ja kein Schwein an die Hand, da bist Du ja wirklich ausgeliefert [...].“ (9, Db, w, 32)

Die StudentInnen erwarten Orientierungshilfen zu Beginn ihres Studiums, die sich nicht alleine darauf beschränken, ihnen die Bedingungen und Obligationen der Studienordnung nahezulegen. Sie vermissen eine Aufschlüsselung der Institutsstrukturen, eine Möglichkeit, in die Institutspolitik eingeführt zu werden, sowie eine Kontaktaufnahme zu den Lehrenden und zu den MitsudentInnen.

„Also, ich würde erstens für die StudentInnen, die Probleme haben, Möglichkeiten schaffen oder Hilfen geben, ihr Studium zu strukturieren. [...] Mein Problem ist zum Beispiel auch mit den Lehrenden, daß ich auch einfach das Gefühl habe, die machen das so nebenbei. Die bringen ihr Forschungssemester, die forschen und machen den Rest so nebenbei. Ich habe nicht wirklich das Gefühl, daß die einem etwas vermitteln wollen“ (2, Ul, w, 19)

Weiterhin steigen offenbar viele StudentInnen vollkommen uninformatiert in das Psychologiestudium ein. Die Inhalte, die vermittelt werden, spiegeln kaum die Erwartungen wieder, die vor Studienbeginn existierten. Die StudentInnen scheinen häufig nicht an einer akademischen Psychologie interessiert zu sein, sondern wollen ihre persönlichen Interessen oder ihre individuelle Beschäftigung mit der Psychologie verwirklichen (vgl. Ottersbach et al., 1990).

„Also, ich habe gedacht, Psychologie, das ist Psychoanalyse.“ (19, Gle, w, 27)

„Was mich überrascht hat, ist, daß soviel Statistik gemacht wurde; es war mir einfach zuviel.“ (13, Chr, w, 26)

Die Verbindung zwischen einer eigentlich guten Motivation (s.a. 2.1) und der Vermittlung einer akademischen Ausbildung könnte eigentlich befriedigendes Lernen ermöglichen. Wie Dippelhofer-Stiem (1985) herausgearbeitet hat, ist doch nichts der Entwicklung einer forschenden Lernhaltung, die zum Studienerfolg führen kann, zuträglicher als eben jene intrinsische Motivation. Nichtsdestotrotz haben diese falschen Erwartungen Enttäuschungen zur Folge. Gerade das Grundstudium wird als ein sinnloses Lernen isolierter Fakten empfunden, die weder etwas mit psychologischer Praxis, noch mit einem fachlich gut strukturierten Grundwissen zu tun haben.

„Gerade weil ich aus der Praxis komme, habe ich auch Schwierigkeiten, ein Interesse am wissenschaftlichen Arbeiten zu entwickeln.“ (10, Det, w, 37)

„[...] aber das hat nichts mit der Vermittlung von der Arbeit mit psychisch kranken Menschen zu tun.“ (9, Db, w, 32)

„Das Gefühl, in spezielle Randgebiete eingedrungen zu sein, aber den Kern der Sache nicht zu kennen.“ (14, Anj, w, 21)

Die Orientierungshilfe, die die Universität zur Verfügung stellt, beschränkt sich auf eine mehr oder weniger gute Fachstudienberatung, die den StudentInnen aber aufgrund der freien Organisation des Grundstudiums wenig hilft. Hier existiert eine Diskrepanz zwischen den Forderungen und der Kritik der StudentInnen. Auf der einen Seite scheinen sie an ihrer Orientierungslosigkeit zu scheitern, auf der anderen Seite verlangen sie Autonomie in der Studienplanung und wehren sich gegen jede „reaktionäre“ Bewegung, die auch nur den Anschein vermittelt, die Universität wieder zu verschulen. Ein Dilemma?

Die meisten Universitäten haben in den letzten Jahren auf diese Problematik reagiert, indem sie sogenannte Orientierungsveranstaltungen für Erstsemester anbieten, die sehr positiv aufgenommen werden. Nur scheinen sie keine Lösung für das geschilderte Problem zu sein. Der Ansatzpunkt für einen besseren Umgang mit der Erwartung liegt wahrscheinlich vor Studienbeginn. Die Universitäten sollten eine andere

Öffentlichkeitsarbeit leisten, d.h. die SchülerInnen der gymnasialen Oberstufe könnten die Möglichkeit erhalten, im Rahmen von schulischen Veranstaltungen eine „Informationswoche“ an der Uni zu verbringen, die zusätzlich von Berufsbildseminaren oder Hospitationsmöglichkeiten begleitet wird. Wie sinnvoll solche Veranstaltungen wären, bestätigen die StudentInnen, die ein Zweitstudium absolvieren, d.h. ihre „Informationswoche“ erhalten haben. Sie sind mit den Irrungen und Wirrungen des Unibetriebes nicht semesterlang beschäftigt, sondern durchaus in der Lage, sich innerhalb von wenigen Wochen zu akklimatisieren.

Ein Problem ganz anderer Natur ist auch für sie die soziale Integration. Unsere Interviewauswertung hat die Hypothese bestätigt, daß hierin ein bedeutender Faktor für das Scheitern an der Uni liegt.

„An der Uni kannte ich keinen Menschen und am Anfang fand ich das beklemmend. Auch diese Uni, dieses Riesenteil, ich hatte immer das Gefühl, das lerne ich nie, mich hier zurechtzufinden. Und tausend Menschen, die ich nie gesehen hatte.“ (1, Frb, w, 22)

„Die Berliner Uni ist für mich ein Albtraum, weil sie einfach gigantisch groß ist, [...] weil man wie ein einsamer Wolf durch diese entsetzlich langen Gänge läuft [...].“ (9, Db, w, 32)

„Eine soziale Position habe ich an der Uni nicht. Ich gehe dahin und nach der Veranstaltung auch wieder ,raus [...]“ (6, Alb, m, 23)

„Ich bleibe auch nicht länger als nötig an der Uni, so wohl fühle ich mich dort auch nicht.“ (12, Cor, w, 23)

Die StudentInnen haben offenbar größere Schwierigkeiten, sich ein soziales Netz unter ihren Drahtseiltanz namens Psychologiestudium zu spannen. Es mag vielleicht erstaunen, daß gerade StudentInnen einer Sozialwissenschaft, von denen ja auch viele im therapeutischen Bereich, d.h. mit Menschen arbeiten wollen, nicht in der Lage sind, Kontakte zu knüpfen. Eine günstige Prämisse für diese Kontaktaufnahme ist doch gerade das Interesse für das menschliche Fühlen, Denken und Handeln. Stattdessen verzweifeln sie an Einzelgängertum und Konkurrenzkampf.

„Mich stört auch die unpersönliche Atmosphäre, der häufig unkollegiale Umgang der StudentInnen, auch daß nur die Zwischenprüfung hinter allem steht, nicht der Inhalt an sich, sondern die Prüfung.“ (13, Chr, w, 26)

„Natürlich kann ich auf Leute zugehen hier und kann mit denen ,mal reden oder sie etwas fragen, das ist eigentlich kein Problem. Aber das geht nicht darüber hinaus, das ist alles nur sehr oberflächlich. Und das ist wahnsinnig schwer, damit zurecht zu kommen.“ (2, Ul, w, 19)

„[...] man kann ja nicht immer so alleine arbeiten.“ (9, Db, w, 32)

„Ich fühle mich nicht direkt als Einzelkämpfer, aber ich fühle mich auch nicht integriert.“ (15, Har, m, 23)

Die fehlende soziale Integration nagt am Engagement der StudentInnen. Sie verlängern ihre Studienzeit, weil sie nicht in der Uni erscheinen, keine Seminare besuchen, keine Prüfungen absolvieren. Auf unsere Frage nach semesterübergreifenden Arbeitsgruppen, reagierten die meisten der Interviewten nur mit bedauerndem Kopfschütteln. Sie fühlen sich von KommilitonInnen ausgebootet, glauben, daß kein Interesse an Kollektivarbeit besteht. Resignation oder Trotz?

Krankt die StudentInnengeneration der 80er und 90er Jahre an einer „Supermarktmentalität“? Alles Erwartete soll ihnen in den Schoß fallen, ohne daß sie sich darum bemühen müßten? Wir glauben, daß diese Erklärung zu kurz greift. Die Labilität der emotionalen Balance, der allzuleichte Verlust der zu Studienbeginn so differenziert geäußerten Motivation führt dazu, das Hauptgewicht der Selbstverwirklichung auf kompensatorische Aktivitäten außerhalb der Universitäten zu verlegen. Es wird selektiv studiert, d.h. Lehrveranstaltungen werden in einem sehr engen Rahmen persönlichen Interesses ausgewählt. Daraus resultiert ein Mangel an theoretischen Grundkenntnissen, der eine überproportionale Angst vor Prüfungssituationen zur Folge hat.

Eine andere von uns beobachtete Strategie besteht darin, die Hauptaktivität vom Studium weg auf einen Job zu verlegen. Knappe 40% der von uns interviewten StudentInnen haben vor Beginn des Psychologiestudiums eine Ausbildung im sozialen Bereich absolviert und arbeiten neben dem Studium immer noch in ihrem Beruf. Die Leistungen, die sie dort erbringen, zeigt ihnen um vieles deutlicher als der universitäre Betrieb, welche Fähigkeiten sie haben.

„Was ich an unserem Studium schlecht finde, ist, daß man keine Rückmeldung bekommt, bei dem, was man macht.“ (19, Gle, w, 27)

„Wenn ich überlege, was ich gelernt habe in 1,5 Jahren Studium, so würde ich fast sagen: Null-Effekt!“ (16, Hol, m, 30)

Viele StudentInnen versuchen sich mit kognitiven Arrangements dieser Art das Studium angenehmer zu gestalten, aber es ist ein Teufelskreis, in den sie sich begeben. Je distanzierter sie sich dem Studium gegenüber verhalten – auf welche Weise sie das auch immer tun – desto weniger wird es ihnen gelingen, im Unibetrieb Fuß zu fassen. Die Folge ist, daß während des Grundstudiums jede StudentIn mindestens einmal mit dem Gedanken an Studienabbruch spielt (vgl. Ottersbach et al., 1990). Ist dies die zwingende Konsequenz, die StudentInnen heimsuchen muß, die doch eigentlich mit einer stark intrinsischen Motivation und fast euphorisch zu studieren begannen?

4. Falsche Inhalte

Die Kritik an den Inhalten und Strukturen des Psychologiestudiums entzündet sich von studentischer Seite oft am Selbstverständnis der wissenschaftlichen Psychologie. Die Verfahrenstechniken, Ansprüche und Erkenntnisse der Forschung stoßen auf Unverständnis oder gar auf Ablehnung bei den StudentInnen. Für PsychologiestudentInnen, die an die Universität kommen, um sich mit dem Thema „... warum Menschen wie handeln, aus welchem großen Sinnzusammenhang heraus“ (14, Anj, w, 21) zu befassen, muß die Methodik, mit der die akademische Psychologie versucht, den Menschen zu erfassen, eine große Frustration sein. Der Umstand, daß „die Psychologie den Anschein erwecken [will], eine objektive Naturwissenschaft zu sein“ (7, Ber, m, 26) wird von den StudentInnen zunächst mit Verärgerung registriert, „denn das ist sie einfach nicht“ (7, Ber, m, 26).

Daß sich bei dem Studium der Psychologie die Kritik daraufhin vor allen Dingen an den Ausbildern festmacht, kann nicht verwundern. Zwar haben es sich gerade die PsychologiestudentInnen zum Ziel gemacht, die Vielschichtigkeit von Zusammenhängen, gesellschaftlichen Interessen und Zwängen zu erkennen. Die Enttäuschung findet ihren Niederschlag aber vor allen Dingen im Umgang mit den Repräsentanten dieser speziellen Psychologie:

„Ich muß davon ausgehen, daß dort nur lauter Menschen [Dozenten, Anm. d. Verf.] sitzen, die irgendwie ihre Eitelkeit ausleben und sich dann in einer größeren Form zur Selbstdarstellung bringen.“ (7, Ber, m, 26).

Hinzu kommt, daß die Herangehensweise der Lehrenden an den Menschen und somit an die Psychologie durch die Isolierung einzelner Bereiche bestimmt ist. Charakteristisch ist die Experimentsituation, die den Menschen nicht im Ganzen und als Subjekt, sondern nur unter Einfluß ganz bestimmter Variablen definiert und ihn somit reduziert. Oder, wie Devereux (1973, S. 124) es formulierte: *„Leider läßt sich Methodologie unbewußt und mißbräuchlich in erster Linie als Beruhigungsmittel, als angstbetäubendes Mittel verwenden und in diesem Falle produziert sie wissenschaftliche ‚Resultate‘ die nach Leichenhaus riechen und für die lebendige Realität nahezu irrelevant sind.“*

Über die gesellschaftliche Erwünschtheit einer solchen Psychologie-Ausrichtung möchten wir hier nicht diskutieren, es erscheint uns nur bemerkenswert, daß unter diesem Blickwinkel die Unzufriedenheit der StudentInnen mit ihrem Studium eine eigentlich „gesunde“, d.h. angemessene Reaktion ist. Die Lehrenden, die in erster Linie Forschende sind, bedienen sich einer Methodologie, die in sich nicht mehr hermeneutisch ist, sondern nur hilft, die Konfrontation mit angstausslösendem, sprich (kollektiv) unbewußten Material zu vermeiden.

Die „Werkzeuge“, die Herangehensweisen, die den StudentInnen vermittelt werden, tragen also zu einer Abkehr von der akademischen Psychologie bei. Die engen Grenzen, in denen die Beschäftigung mit dem Thema stattfindet, entsprechen in keiner Weise den Vorstellungen, die die StudentInnen von ihrem Studium hatten.

Alle gewonnenen Ergebnisse sind um so erstaunlicher, als es sich bei den Interviewten im wesentlichen um StudentInnen des Psychologischen Institutes der FUB handelte. Nehmen wir ältere Veröffentlichungen, die sich bereits kritisch mit dem Psychologiestudium auseinandergesetzt haben als Bewertungsgrundlage, könnte das PI recht gut abschneiden: Reinke (1973) propagiert ein selbstbestimmtes Studium mit wissenschaftlich-emanzipatorischem Anspruch als „Königsweg“ zu einer sinnvollen Ausbildung. Aber gerade am PI wird versucht, den Menschen nicht isoliert zu sehen, sondern ihn in einen Zusammenhang mit politisch-gesellschaftlichen Kräften zu setzen. Die Methodik steht im deklarierten Widerspruch zur herkömmlichen „mainstream“-Ausbildung in der Bundesrepublik. Mensch könnte fast meinen, sehr viele StudentInnen, die wir interviewt haben, studierten an einem regulären Institut, betrachtet man die einzelnen Zitate, die sich lesen, wie Kritiken an einer „normalen“ Methodikausbildung, wie wir sie von anderen Untersuchungen gewohnt waren. Was

führt dazu, daß die Kritik der StudentInnen, die, davon gehen wir aus, tatsächlich zu Recht unzufrieden sind mit dem Weg ihres Psychologiestudiums, so derart an den realen Gegebenheiten vorbeizugehen scheint? Ist möglicherweise der Anspruch, der am PI vertreten wird, teilweise gar nicht mehr gerechtfertigt?

Die Hauptreibungspunkte universitärer Ausbildung, wie sie in allen Fachrichtungen artikuliert werden, sind auch am Psychologischen Institut zu finden.

„Es ist schade, daß viele Veranstaltungen so groß sind, 60, 80 Leute, und dann wird es für mich zu einer Vorlesung.“ (12, Cor, w, 23)

Die Anonymität der Massenuniversität mit der dazugehörigen Orientierungslosigkeit, der geringe persönliche Kontakt (s.a. 2.2) zu anderen Lernenden und den Lehrenden sowie der Eindruck gegenseitigen Desinteresses (Gleich et al., 1982) kosten die Studierenden sehr viel Kraft. Auch die drohende Arbeitslosigkeit ist als Unsicherheitsfaktor nicht zu unterschätzen (s.a. 1.3; Ottersbach et al., 1989; Schulz v. Thun, 1984).

„Ich bin mit dem Uni-Betrieb nicht klar gekommen, war immer auf der Suche, mich zuhause zu fühlen.“ (3, And, w, 27)

„Ich habe nicht wirklich das Gefühl, daß die [Die Lehrenden, Anm. d. Verf.] einem etwas vermitteln wollen.“ (2, Ul, w, 19)

Typische Kritikpunkte, die mit Sicherheit sehr psychologiestudentInnen-spezifisch sind, also nicht unbedingt mit der Krisensituation zusammenhängen, in der die Hochschulen prinzipiell zur Zeit stecken, kommen durch die häufigen Klagen über den mangelnden Praxisbezug zum Ausdruck (s.a. 2.2).

„Ich hatte immer erwartet, daß in meinem Studium etwas drin ist, was ich draußen anwenden kann.“ (8, Ang, w, 38)

Dadurch, daß sehr viele StudentInnen vor Studienbeginn berufstätig waren, haben sie zumeist auch sehr engumgrenzte Vorstellungen von dem, was sie vom Studium erwarten. Das eigentlich als wissenschaftliches Studium angelegte, als berufsunspezifische Ausbildung geplante Fach wird von den StudentInnen nur unter einem sehr

eingeschränkten, durch die vorhergehende Berufstätigkeit bestimmten Blickwinkel betrieben.

Es gibt eine recht große Gruppe von StudentInnen, die vom Studium der Psychologie eigentlich eine Qualifikation für eine spätere therapeutische Tätigkeit erwartet haben, und die mit der Ausbildungssituation infolgedessen nicht zufrieden sind.

„Ich finde es eigentlich schade, daß man sich den Löwenanteil, den man für die Praxis braucht, alleine holen muß und auch sehr viel Geld investieren muß.“ (8, Ang, w, 38)

Möglicherweise ist also zumindest in Teilen des PI bei StudentInnen und Lehrenden auch noch der Versuch zu sehen, sich mit einer anderen Psychologie auseinanderzusetzen. Allerdings scheidet sich diese Gruppe von den StudentInnen, die mit dieser „Neugier“, einfach nur einmal zu sehen, was es alles gibt, studieren, von jenen, die mit der oben beschriebenen Motivation studieren (s.a. 2.2). Die Studentenschaft im allgemeinen ist keine homogene Masse und die PsychologiestudentInnen sind es am allerwenigsten (s.a. 2.2).

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei angemerkt, daß sich ein Studienfach generell nach den Vorstellungen derjenigen richten sollte, die sich in diesem Fach ausbilden lassen. Es geht also nicht darum, festzustellen, wer nicht mit dem üblichen Wissenschaftsverständnis an die Universität gekommen ist und somit dort fehl am Platze ist, sondern darum, eine Lösung im Sinne der betroffenen StudentInnen zu finden. Das fällt allerdings schwerer, je weniger eine einheitliche Vorstellung existiert, zu welchem Zweck dieses Studium betrieben wird.

Eine Reformation der Hochschulen von innen heraus ist nicht möglich; der Elfenbeinturm „Wissenschaft“ hat niemals existiert und besteht heute weniger denn je. Bei den Gedanken über eine Umbildung der Hochschulen sollte mensch sich von gesellschaftlichen Bedingungen mehr leiten lassen als von irgendwelchen überkommenen Bildungsidealen, denn die werden in der Regel sowieso von bestimmten Interessengruppen zitiert, wenn es darum geht, fortschrittliche Entwicklungen aufzuhalten. Auf jeden Fall sollten StudentInnen und HochschullehrerInnen versuchen, ihre Interessen zu definieren und Gemeinsamkeiten auch nach außen zu betonen, damit bei der Umstrukturierung der Hochschullandschaft tatsächlich ihre Bedürfnisse berücksichtigt werden. Sicher gibt es im universitären Bereich viele Interessengruppen, aber die Bindung der Kräfte durch verletzten Narzißmus auf der einen Seite und dem Gefühl des Unverständnisses auf der anderen, verhindert, sich mit den tatsächlichen Problemen auseinanderzusetzen.

5. Schlußwort

Unsere Absicht war von vornherein nicht, einen konkreten Verbesserungsvorschlag für die Ausbildungssituation vorzulegen, sondern einen Diskussionsbeitrag aus der Sicht von StudentInnen zu erstellen; dieser ist eine Darstellung der Situation der PsychologiestudentInnen. Nichts fiel vom Himmel, die Lage der Dinge, wie sie sich heute darstellt, ist das Ergebnis einer mehr als zwanzigjährigen Entwicklung. Da es sich also um einen Diskussionsbeitrag handelt, geben wir jetzt eine subjektive Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse:

Wenngleich der Versuch zu studieren anerkannter ist als die Arbeitslosigkeit, stehen doch die StudentInnen aufgrund der genannten Vorurteile auf den unteren Sprossen der Reputationsleiter. Sie befinden sich in finanzieller Abhängigkeit von ihren Eltern oder vom Staat. Sofern sie sich selber finanzieren, verlängern sie ihre ohnehin lange Ausbildungszeit um weitere Jahre. Sie müssen sich damit abfinden, in einer quasi „Post-Adoleszenz“ zu verharren und für weitere Jahre darauf zu verzichten, ihre soziale Nabelschnur zu kappen. Wollen sie dies oder stürzt sie auch die Reflexion darüber in psychische Krisen?

Die Diskrepanz zwischen innerer Einstellung und Wahrnehmung der Realität scheint die ohnehin existierenden Defizite zu verstärken. Als belastend werden in erster Linie folgende Probleme genannt:

- die gesellschaftliche und die universitäre Situation;
- persönliche Probleme;
- Zukunftsängste.

In den Interviews fanden wir mehrere wiederkehrende Studienmotive:

den Wunsch zu helfen, den Wunsch nach Selbsterfahrung oder – allgemeiner gesagt – den Wunsch nach Erkenntnis, nämlich über die Frage nach den Beweggründen des Menschen zu spezifischen Handlungen. Die Orientierung im universitären Betrieb wird durch mangelndes Bewußtsein über die Realität des Studiums erschwert. Die Studienordnungen vieler psychologischer Institute bieten keinen Raum für eine Hilfestellung zur persönlichen Weiterentwicklung. Die Möglichkeit tatsächlich zu helfen, liegt noch in ferner Zukunft und die erhoffte Kritik an den Strukturen der Gesellschaft liegt als Bestandteil der Psychologie in den seltensten Fällen im Interesse der Universitäten. Anstelle dessen erwartet die StudentInnen eine empirische Wissenschaft mit experimentell-naturwissenschaftlichem Charakter, die den Menschen

zum Objekt degradiert. Hinter diesem Ansatz verbirgt sich aber selten allgemeingültige Erkenntnis, sondern auf der einen Seite schwer zu erfassende Abstraktion, auf der anderen Seite Trivialität, Alltagsweisheiten, die jedermann mehr oder weniger präsent sind. Diese Bipolarität könnte ein Ansatzpunkt des Dialoges zwischen Lehrenden und Studierenden sein, aber er findet selten statt. Die StudentInnen äußern ihre Kritik kaum und die Lehrenden ziehen eine Revision ihres Unterrichtsstoffes nicht in Betracht. Fördernd für diese Kommunikationslosigkeit ist die Resignation auf beiden Seiten.

Wir wollen die Situation an den Hochschulen nicht dramatisieren; trotz aller Einschränkungen durch die Überfüllung der Hochschulen und etwaiger Sozialisationsprobleme zwischen HochschullehrerInnen und StudentInnen, scheint die „Lehre“ zu funktionieren. Jedes Jahr verlassen 4600 – mehr oder weniger – fertig ausgebildete PsychologInnen (lt. Bundesanstalt für Arbeit, Bewerberliste) die Hochschulen. Was auch immer man über inhaltliche und strukturelle Ausfüllung des Studiums, Berufschancen, Kompetenzzweifel etc. denkt, so stehen wir doch nicht vor einem Scherbenhaufen, der völlig neu strukturiert werden muß. Die Ausbildung entspricht nur noch im Einzelfall der Vorstellung der StudentInnen, bietet aber dennoch, quasi über das Negativ zur akademischen Ausbildung, die Möglichkeit, sich mit der Psychologie zu beschäftigen.

Anmerkungen

(1) Unseren Dank an Brigitte Niestroy und die TeilnehmerInnen des EinPrak!

Literatur

- Amtliche Nachrichten d. Bundesanstalt f. Arbeit (BfA) Nr. 6/92, S. 974. Frankfurt/Main.
 Bargel, T. (1985). Politisches Bewußtsein und Verhalten von Studenten – Ergebnisse empirischer Untersuchungen. Bonn: Bundeszentrale f. pol. Bildung.
 Bouizedkane, E. (1986). Studienverzögerung – Warum?, Psychologische Diplomarbeit TU Berlin (unveröffentlicht).
 Devereux, G. (1973). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München.
 Dippelhofer-Stiem, B. (1985). Forschendes Lernen im Studium? Eine Idee im Spannungsfeld von studentischer Kompetenz und institutioneller Möglichkeit. Zeitschrift für Pädagogik, 4, S. 481-500.
 Dippelhofer-Stiem, B. (1990). Studium und Berufsplanung von Studentinnen der Sozial- und Geisteswissenschaften. Dokumentation d. Informationstage am 5., 12., 19.11.1988 a. d. FUB. Berlin.

- Dippelhofer-Stiem, B. (1990). Forschendes Lernen und wissenschaftliches Arbeiten in der Perspektive von StudentInnen. In K. Berty (Hrsg.). Emanzipation im Teufelskreis. Zur Genese weiblicher Berufs- und Lebensentwürfe. Weinheim.
- Festinger, L. (1957). A theory of cognitive dissonance. White Plains.
- Frank, A. (1986). Wissenschaftsbilder von Studienanfängerinnen. In W. Habel et al. (Hrsg.). Blockierte Zukunft – Reaktionen von Studierenden und Lehrenden. Beiträge zur AHD Jahrestagung, S. 50-59. Weinheim.
- Gleich, J. M. et al. (1982). Studenten und Hochschullehrer – eine empirische Untersuchung an baden-württembergischen Universitäten. Ministerium f. Wissenschaft und Kunst (Hrsg.). Villingen-Schwenningen.
- Heckerens, H.-P. et al (1986). Studieren in den Achtzigern. Unveröffentlichter Forschungsbericht, 86 (4). TU Berlin.
- Huber, L. (1985). Studiensituation heute und Wandel der Studentenrolle. Hochschuldidaktische Stichworte 19, Interdisziplinäres Zentrum f. Hochschuldidaktik. Hamburg.
- Jaeggi, E. (1987). Psychologie und Alltag. München.
- Krüger, H.-J. et al. (1986). Studium und Krise. Frankfurt/Main.
- Ottersbach, G. et al. (1990). Psychologie: Das verfehlte Studium? Wie Psychologiestudenten ihr Studium sehen, beurteilen und bewältigen. Alsbach.
- Reinke, E. K. (1973). Psychologiestudium und Politisierung. Studentische Selbstorganisation als Kritik der Psychologie. Frankfurt/Main.
- Schulz v. Thun, F. (1984). Strategien der Berufs- und Lebensplanung von Psychologen angesichts drohender Arbeitslosigkeit. Internes Seminarprotokoll. Fachbereich Psychologie d. Universität Hamburg (unveröffentlicht).
- Walter, H. et al. (1983). Gefühle und Befindlichkeiten von Studenten: Kein Thema an Hochschulen? Sonderdruck. München.

